

Die schöne Schweiz

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **3 (1913)**

Heft 19

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-635951>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

alles vor- und nachher dagegen!" Und es fiel ihr der Nachmittag ein, an dem sie sich die Ringe gekauft hatten. Die Eltern wußten von ihrer Verlobung noch nichts — es war ihre erste, von Gewissensbissen beunruhigte und doch so süße Heimlichkeit — da lockte Edwin sie nach einem Spaziergang in einen Goldschmiedladen unter dem Vorwand, er müsse sich eine Krawattennadel kaufen und brauche ihren Rat. Wie sie aber drinnen waren, sagte er mit so lauter Stimme, daß der ganze Laden aufhorchte: „Wir sind so glücklich, uns Eheringe kaufen zu müssen; bitte, lassen Sie uns ihren Vorrat sehen, Herr Schellhorn!" Er sagte das so drollig und glückstrahlend, daß sie trotz ihrer Verlegenheit lachen mußte, und als er ihr dann einen Ring ansteckte, der für ihren Daumen noch zu groß gewesen wäre, und ihr der Goldschmied, die Gelegenheit wahrnehmend, etwas Zierliches über ihrer Hände Beschaffenheit zuschmunzelte, da kam eine so ausgelassene Fröhlichkeit über die an ein sittsames Wesen doch streng Gewöhnte, daß sie ihrem Bräutigam vor den fremden Leuten einen Kuß gab, was sie nachher allerdings als recht unziemlich empfand und verurteilte.

So spann sie den Faden weiter, sie wußte selbst nicht wie lange, und auf einmal hörte sie sich laut denken: „Er war doch ein lieber Kerl! Ja, damals," fügte sie halb erschrocken und sich berichtigend hinzu. „Ja, damals! damals! Wie süß war mir jedesmal das Herz bewegt, wenn er kam, wie lieb jede Blume, jede Kirsche oder Erdbeere, jede Kleinigkeit, die er mir verehrte, wie wohlklingend jedes seiner Worte und wie ansteckend sein Lachen. Ging wirklich all das Glück von ihm aus?" setzte sie behutsam, um sein Verdienst nicht allzusehr anwachsen zu lassen, hinzu. „Hätte mich jeder andere nicht auch so froh gemacht? Liebenden verwandelt sich ja alles in Sonnenschein, ob sie wollen oder nicht! Selig die Blinden! So kommt es, daß der Glückstraum zerfliegt, sobald man wach und sehend wird!"

II.

Gleich nach der Hochzeitsreise fing es zwischen ihnen zu knacken und bald zu reißen an.

„Wer spricht das Tischgebet?" fragte sie ihn vor dem Mittagessen, „bei uns hat das der Vater als seine Sache angesehen."

Er blickte vor sich hin mit einem verlegenen Gesicht und sagte endlich: „Ist das nötig, Hedwig?"

Sie staunte ihn an: „Nötig? ja, und sichtlich dazu! Mir würde das Essen nicht schmecken."

„Man betet bei Tisch wegen der Kinder," entgegnete er,

„das war gewiß bei euch auch so, deinetwegen wurde gebetet . . ."

Sie unterbrach ihn: „Nein, das gehörte bei uns zum Leben!"

„Wenn wir einmal Kinder haben, wollen wir es auch tun," lachte er gezwungen.

Sie protestierte mit strengen Lippen, und er sagte bittend: „Sieh, mein Kind, ich habe das nie geübt, das war bei uns nicht Sitte, ich habe überhaupt seit meinen Knabenjahren nie mehr laut und nie vor andern Leuten gebetet, ich käme mir wie ein Bublein vor, wenn ich es jetzt vor dir tun müßte. Schone mich! Bete leise für dich und laß mich gewähren."

Sie sah ihn lange an und entgegnete spitz: „Das ist kein schöner Stolz." Dann sprach sie leise, aber mit deutlicher Bewegung der Lippen, ihr Gebet, und er wartete mit essen, bis sie zu Ende war. So wurde es dann immer gehalten.

Am Abend hatte der Auftritt ein kleines Nachspiel. Beim Schlafengehen stellte sie an ihn die Frage: „Sag, Edwin, betest du denn überhaupt nicht!" Sie ließ ihn am Ton merken, wie schwer ihr die Sache wog. Er zögerte lang, auffällig lang, und sie erwartete schon ein „nein" und quälte sich in Gedanken, als er endlich kurz erwiderte: „Doch, ich bete auch auf meine Art!"

Da war sie froh und begriff nicht, daß er sich nachher mißmutig in Schweigen hüllte. „Er ist so verschlossen," dachte sie, „und scheut sich, sein Inwendiges herauszukehren, und wir sind nun doch Mann und Frau."

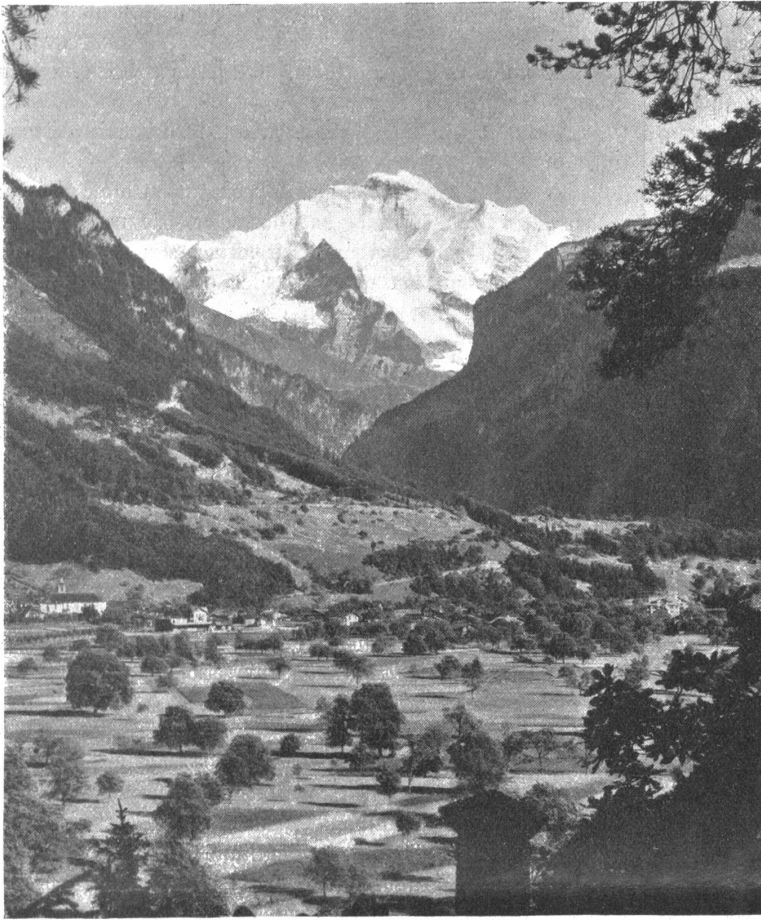
In den folgenden Tagen entstand ein kleiner Kampf zwischen ihnen wegen der Zeitungen, die sie halten wollten. Sie trat für das ein, was sie in ihrem Elternhaus gesehen und gelesen hatte, und war standhaft genug, ihren Willen durchzusetzen. So hatten die beiden fast täglich sich ein Gezecht zu liefern: ein kleiner Zank, ein kurzes Schmollen und dann die Versöhnung, und folgenden Tages wieder ein kleiner Zank, ein kurzes Schmollen und eine Versöhnungsszene. Die junge Frau machte sich nicht zu viel daraus, ihre Mutter sagte ihr, das sei in den ersten Wochen nach der Hochzeit, da man sich aneinander gewöhnen müsse, nicht anders und werde sich schon geben. Hedwig freute sich heimlich, daß sie ihren Willen fast immer durchsetzen konnte, und ihr Mann im Grunde so nachgiebig und friedfertig war. Uebrigens fiel ihr diese Nachgiebigkeit nicht besonders auf, denn in ihrem Elternhause war es auch nicht viel anders gewesen, die Mutter hatte den Ton angegeben und der Vater freundlich zugestimmt.

(Fortsetzung folgt.)

Die schöne Schweiz.

Wahrlich, ein überflüssiges Beginnen, uns zu sagen, daß die Schweiz schön sei! Fast so überflüssig, wie einem zwanzigjährigen Mädchen zu versichern, daß es jung und hübsch sei. Das ist doch selbstverständlich. Und doch tut es uns Schweizern jedesmal in der Seele wohl, wenn wir die fremden Besucher vor unsern Bergen in Verückung stehen sehen und ihre bewundernden Ausrufe hören: Großartig schön! Ganz wundervoll! Das gibt's nur in der Schweiz! — Letzten Sommer fuhr ich mit einer Schar Berner Buben auf einer

Schulreise durchs Lauterbrunnental hinauf. In unsern Wagen war auch ein holländischer Professor eingestiegen. Der freundliche Herr schloß bald Freundschaft mit den Knaben, die mit ihm das Wagenfenster teilten. Wie wir Lauterbrunnen näher rückten und der Staubbach in Sicht kam oder kommen sollte, standen die Buben am offenen Fenster und der Holländer mitten unter ihnen. Mit dem einen Arm hielt er die zunächst stehenden Knaben umschlungen, mit dem andern wies er hinaus in die morgenfrische Bergwelt und hinauf an die



Wilderswil bei Interlaken und die Jungfrau.

himmelanstrebenden Felswände und weißen Schneegipfel. In schlechtem Deutsch, aber mit einem köstlich strahlendem Antlitz hielt er den Buben eine Ansprache: „Wißt Ihr auch, wie schön Euer Vaterland ist? Es ist das schönste Land auf Erden! Mein Heimatland ist auch schön, aber lange nicht so schön wie das eurige. Seid stolz auf Eure Heimat, Ihr jungen Schweizer!“ Mit leuchtenden Blicken sahen die Buben zu dem Fremden empor, durchaus überzeugt von der Wahrheit seiner Worte. Noch lange nachher, nachdem wir von dem freundlichen Reisebegleiter Abschied genommen hatten, sprachen die Buben mit Genugtuung von der schönen Rede des Holländers. Ich glaube, sie haben daraufhin viel bewußter, als es sonst der Fall gewesen wäre, die Schönheiten ihres Vaterlandes betrachtet.

Ein ähnliches Erlebnis wie meine Schüler habe ich heute gehabt. Ich durchlas den ersten bis heute erschienenen Teil des prächtigen Werkes von R. H. Francé über die Alpen*) und ließ mir in rosinenklaubender Behaglichkeit besonders die Stellen schmecken, die von der Schweiz handeln. Daß es

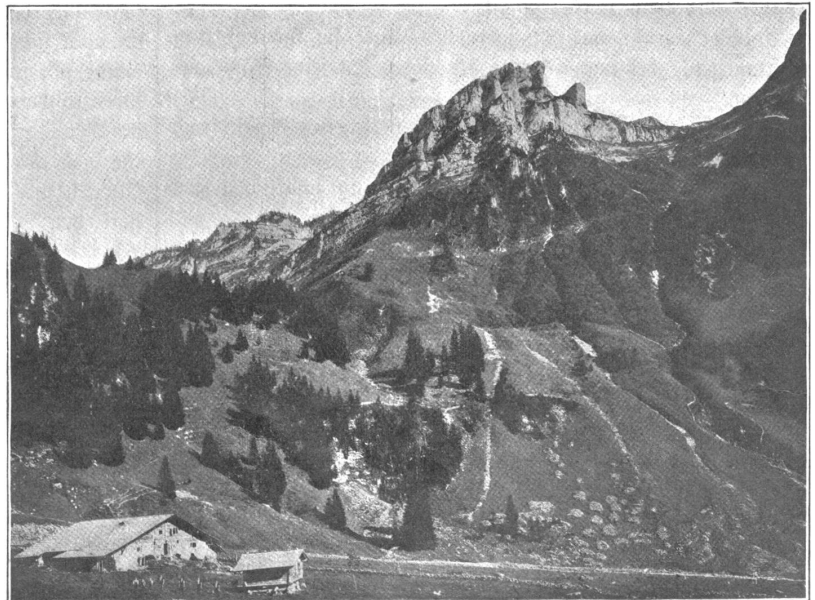
*) Im Verlage von Theod. Thomas in Leipzig erscheint gegenwärtig in 40 Lieferungen von je 60 Pfennig: Die Alpen. Eine volkstümliche Darstellung der Natur in den Alpen. Von R. H. Francé. Mit gegen 500 Abbildungen und 12 Tafeln und Karten in Farbendruck.

solche Stellen in einer Monographie der Alpenwelt zur Genüge gibt, läßt sich denken. Ich kam auf diese Weise so ziemlich zu einem sichern Gesamteindruck des Werkes. Und da war es mir eine Freude zu konstatieren, daß in einem Werke, das — wenn auch bei volkstümlicher Darstellung — auf dem Boden strenger Wissenschaftlichkeit steht, unser Land ein begeistertes Lob über das andere erfährt, was seine alpinen Schönheiten anlangt.

Wir Schweizer sind an die Schönheiten unseres Landes wie an eine Alltätlichkeit gewöhnt. Wenn man uns fragte, worin denn eigentlich die Vorteile der schweizerischen Landschaft gegenüber irgend einer andern Gebirgslandschaft bestehen, wir wären um Auskunft verlegen. Es muß uns deshalb interessieren, wie ein Außenstehender, ein objektiv und wissenschaftlich denkender Schriftsteller wie Francé, sein Lob auf die Schweizeralpen begründet. Francé ist als Geograph und Naturforscher weit gereist und verfügt über ein umfangreiches Vergleichsmaterial. Umso wertvoller ist uns sein Urteil.

Die Mode hat auch das Reisen in ihren Reifrock gezwungen. Dieses Jahr muß der Globetrotter Norwegen besucht haben, im nächsten werden nur noch die Spitzbergen fashionabel genug sein. Heute reist er mit dem großen Haufen nach Jerusalem, morgen muß er mit nach Beirut, will er nicht aus der Mode kommen. Auch die Literatur und Kunst stellen sich in den Dienst der Reifemode, wenn sie die Heide, die Mittelgebirge, den Seestrand als die Modeorte von morgen preisen und von den „überlaufenen“ Alpen nichts mehr wissen wollen.

„Dieses Werben wird aber vergeblich sein!“ schreibt Francé. „Denn in der Bevorzugung der Alpen schlummern ewige Geister, die kein Mensch durchbrechen kann. Die Schweiz wird immer das schönste aller europäischen Länder sein, und in ihr werden immer das Berner Oberland, die Jungfrau, das Matterhorn und die Monte-Rosagruppe den Preis der Schönheit



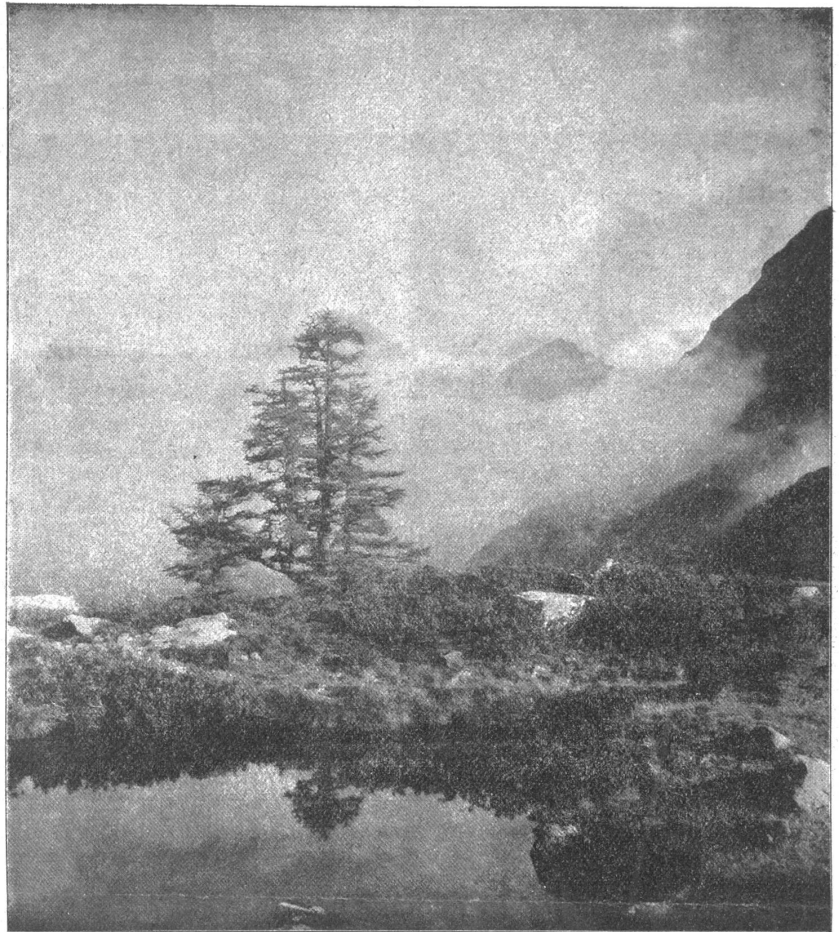
Justistal — Sennhütte.

davon tragen. Die Dolomiten werden niemals aufhören, mit diesen Schaustücken um den ersten Preis zu ringen und jeder, der sich jenen nähert, wird nach wie vor keinen andern Weg wählen, wie den über den Gotthard, wenn er nicht besondere Zwecke verfolgt.

In diesen Behauptungen stecken ebensoviele Fragen. Denn sie besagen doch, daß die Schönheit des Berner Oberlandes oder der Jungfrau nicht reine Geschmackssache sei, sondern auf ganz bestimmten Gesetzen ruhe, sowie auch die Bedeutung des Gotthard-Passes als Hauptverkehrsweg der gesamten Alpen."

Francé beantwortet nun diese Fragen vom Standpunkt des Naturforschers aus zunächst an Hand der Karte.

Die Alpen sind das Herz Europas; der Gotthardpaß ist die große Schlagader des europäischen Handels- und Reiseverkehrs; denn er ist die einzige Stelle, wo man den verkehrsfeindlichen Alpenwall in einer Steigung überwindet und, von Norden kommend, gleich mitten in die fruchtbare lombardische Tiefebene hinuntergelangt. Frühzeitig, das heißt erst nachdem die "Stiebende Brücke" bei der Schöllenen den Zugang zum Gotthardfattel erschlossen (zwischen 1220—30), erfaßten die Machthaber des Nordens und des Südens die Bedeutung dieses Bergübergangs. Zuerst König Heinrich, Friedrichs II. Sohn und Statthalter in Deutschland, der 1231 den Gotthard zum Reichspaß und das Ländchen Uri zum Reichsland machte. So wurde der Gotthard die Ursache und der Anfang zur berühmten Schweizer Freiheit. Denn die Vorteile — die materiellen sogar wie die geistigen — die der Zustand der Reichsfreiheit mit sich brachte, lernten die Urner im Hinblick auf die steuergierigen Habsburger, die ringsum regierten, bald schätzen. Und was Uri durch Zufall in den Schoß gefallen, das wurde nun Wunsch und Ziel auch der Nachbarstädter und so wurden, je mehr der länderverbindende Saumpfad an Bedeutung zunahm, umso mehr auch die Interessen der Städte und Landschaften in der Tiefe auf den Bund der drei Bergländer hingeworfen. So entstand die Eidgenossenschaft. „Die stille Straße," meint Francé, „die heute verlassen, doch noch wohl erhalten über das Joch zieht, hätte wohl ein Denkmal des Schweizer Volkes verdient, ob ihrer Verdienste um dessen Freiheit. Basel, Zürich,



Motiv von der Windegg am Criftgletscher.

Francé, Die Alpen.

Luzern, aber auch die Italiener, namentlich Como und Mailand, müßten dazu beitragen, denn durch nichts anderes wurden sie groß und reich, als durch diesen Saumweg, der ihnen Waren, Menschen und durch die Jahrhunderte hindurch Geschäfte zuführte."

Recht hat Francé, wenn er im weitern ausführt, daß die unabhängige Schweiz als Bufferstaat und natürliche Völkergrenze zwischen Deutschen, Franzosen, Italienern, Slaven und Ungarn ein naturnotwendiges politisches Gebilde sei. Sehr wahr ist das Wort des Diplomaten, man müßte die Schweiz künstlich errichten, wenn sie sich nicht von selbst gebildet hätte. (Schluß folgt.)

□ □ Pfingsten. □ □

„Pfingsten, das liebliche Fest war gekommen.“
Goethe.

Mit dem Wort Pfingsten verbinden sich ich weiß nicht was für liebliche Vorstellungen in mir: Frischgrüner Buchenwald auf alle Fälle, ein blumiger Wiesengrund mit einem Mürmelbächlein, ein Feldweg mit Lerchentrillern und Sonnenschein und Sonntagstillle. Pfingsten ist für mich gleichbedeutend wie Erfüllung alt aufgesparter Frühlingswünsche. Gewiß sind solche dabei, die schon Ostern oder doch Auffahrt gegolten haben: versprochene Besuche aufs Land, feingeplanter, schön ausgemalter Ausflug mit der Familie, auf den sich die Jungens riesig freuten. Br! kam Schnee, platsch! kam Regen. „So sparen wir's auf Pfingsten!“ Ja, aufgesparte

Hoffnungen, aufgeschobene Pläne sind es, die mir die Vorstellung „Pfingsten“ mit so viel Gefühlsgehalt füllen. Ich will nicht daran denken, daß auch Pfingsten nicht absolut der Tag der Erfüllung sein wird, daß Regen, warum nicht auch Schnee? das Walddurchstreifen, das Felberbummeln, das Fauchzen ins goldene Maiengrün hinaus zu Nichts machen können. Ich will nichts wissen von Zufall, von Krankheit, die sagen könnten: Bleib hübsch zu Hause, ich habe mit dir zu reden! Nein, ich will auf Pfingsten hoffen als auf den Tag der Erfüllung.

Ich weiß, daß mich diese Einleitung nicht zu den G.=danken führen wird, die eine Pfingstbetrachtung im zünftigen Sinne des Wortes enthalten soll. Was tut's. Die kirchlichen